

Zwischeneinander



Anhang

Kontakt: Junges DT

Deutsches Theater • Schumannstr. 13A • 10117 Berlin

Tel. 030.284 41 220 • E-Mail: klassenzimmer@jungesdt.de

Die Stachelschweine

Von Arthur Schopenhauer

Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich an einem kalten Wintertage recht nah zusammen, um sich durch die gegenseitige Wärme vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln, welches sie dann wieder von einander entfernte. Wann nun das Bedürfnis der Erwärmung sie wieder näher zusammenbrachte, wiederholte sich jenes zweite Übel, so daß sie zwischen beiden Leiden hin und her geworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung voneinander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten.

So treibt das Bedürfnis der Gesellschaft, aus der Leere und Monotonie des eigenen Innern entsprungen, die Menschen zueinander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoßen sie wieder voneinander ab. Die mittlere Entfernung, die sie endlich herausfinden, und bei welcher ein Beisammensein bestehen kann, ist die Höflichkeit und feine Sitte. Dem, der sich nicht in dieser Entfernung hält, ruft man in England zu: keep your distance! - Vermöge derselben wird zwar das Bedürfnis gegenseitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stich der Stacheln nicht empfunden.

Wer jedoch viel eigene, innere Wärme hat, bleibt lieber aus der Gesellschaft weg, um keine Beschwerde zu geben, noch zu empfangen.

[Quelle: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/arthur-schopenhauer-fabeln-und-parabeln-4997/1>
Stand: 30.06.2015]

An die Grenze

Von Peter Trawney

Wann bin ich ganz bei mir? Wann ganz bei dir? Bei uns?

Wenn ich mich von dem abwende, was mich nicht zu mir kommen lässt, was mich mir entzieht, mich mir entwendet, mich dir raubt. Ich bin bei dir, wenn ich bei mir bin, bei mir, wenn ich bei dir bin.

Wohin ich mich dann wende ist ein Ort, an dem ich »von je« her war: die Intimität. Das Wort weckt bestimmte Vorstellungen. [...]

Heute – vor allem in der deutschen Sprache – wird die Intimität zumeist auf ihre erotisch-sexuelle Bedeutung, auf die »Intimsphäre« reduziert. Ursprünglich hat sie kaum etwas mit diesem Begehren zu tun (falls etwas mit diesem Begehren nichts zu tun haben kann). [...]

Das lateinische *intimus* ist der Superlativ von *intra*. **Das Intime ist das Innerste.** Intimität ist demnach die Weise, wie sich das Innerste zeigt, wie das Innerste ist. Wo ein Innen, da ein Außen. **Intim ist, was sich von einem Außen unterscheidet, mehr noch, was sich von ihm abwendet.**

Über die Intimität nachzudenken heißt demnach auch, über die Unterscheidung von Innen und Außen zu sprechen. Gewöhnlich wird sie, was die Intimität betrifft, mit der Unterscheidung des Privaten und Öffentlichen in Verbindung gebracht. Das Private geschieht sozusagen in meinen eigenen vier Wänden und geht nur mich und die, die mit mir leben, etwas an. Das Öffentliche dagegen betrifft uns alle. Abgesehen von dieser längst prekären Differenz sind das Private und das Intime nicht dasselbe. [...]

Für die Intimität ist selbst das Private ein Außen, eine Äußerlichkeit. [...] Das Innerste ist auch denkbar als die Mitte einer Unendlichkeit, die ihrer Art gemäß kein Außen hat. Dann wäre das Innerste die Intensivierung eines Innen, das nichts anderes als das Sein überhaupt wäre. Hölderlin hat anstelle des lateinischen *intimus* das alte, schöne Wort »Innigkeit« verwendet und dabei häufig auch den Superlativ »das Innigste«. Entscheidend war für ihn, dass es zu diesem In-Sein keine Alternative gab. Die Intimität ist dann der Begriff für eine Einheit, die keine Alternative, sondern Intensitäten kennt.

Das Substantiv »Innigkeit« und vor allem das Adjektiv oder Adverb »innig« waren einmal weit verbreitet. Ihre Verwendung war ohne Weiteres möglich. Das hat sich

geändert. Geben solche Änderungen im Sprachgebrauch auch Auskunft über bestimmte geschichtliche Veränderungen? [...]

Ich möchte die Innen/Außen-Unterscheidung anerkennen. Sie hat eine gewisse Plausibilität, selbst wenn sie viele Probleme aufwirft und im Grunde dazu da ist, verneint zu werden. Wie plausibel sie jedoch ist, lässt sich an der ersten vorläufigen Bestimmung der Intimität, sie sei das »Gespräch der Seele mit sich selbst« (Platon), ablesen. **Intimität – ein Gespräch, das ich mit mir selbst führen kann.** [...]

Wenn die Intimität zunächst dieses Gespräch der Seele mit sich selbst ist, ein inneres Sprechen, das zugleich ein inneres Hören ist, dann gibt es im Intimen logischerweise keine Lüge, keine Täuschung. Wenn ich jemanden belüge, sage ich das Gegenteil von dem, was ich weiß. »Hast du getrunken?« Ich weiß, dass ich getrunken habe, verneine aber lügend die Frage. Im inneren Gespräch ist mir das unmöglich. (Natürlich kann ich mich vielfach auf andere Weise selbst belügen – es geht hier, wie gesagt, nur um die logische Unmöglichkeit.) Das bedeutet, dass mit der Innen/Außen-Differenz das große Problem der Unwahrheit, der Lüge, der Täuschung, der Enttäuschung, erscheint. **Das intime Leben steht in einem besonderen Bezug zur Wahrheit.** Das ist eines ihrer wichtigsten Elemente.

[Aus: Ins Wasser geschrieben. Philosophische Versuche über die Intimität. Von: Peter Trawny]

Ich, du und alle die anderen

Von Thomas Schwietring

Intimität und Selbstverwirklichung aus der Sicht der Lebenswelt

Intimes ist nicht nur überall präsent, sondern es betrifft jeden Einzelnen und ist insofern ein überaus positiv und stark mit Sehnsüchten, Wünschen, Phantasien und Energien, aber auch mit Fragen und Ängsten besetztes Thema. **Die**

Selbstverständlichkeit, mit der wir unser Selbst im Inneren suchen und dieses Innere für etwas Kostbares halten, sagt bereits viel über unsere lebensweltliche Vorstellung vom Verhältnis von Subjekt und Gesellschaft, von Intimität und Sozialität. Intimität hat Teil an dem wohl wichtigsten Wert und Ziel moderner Gesellschaften, dem der Selbstverwirklichung. Selbstverwirklichung bedarf in unserer Zeit keiner Rechtfertigung, aber sie rechtfertigt alles andere. Nicht das gute, das gerechte, das tugendhafte oder das heldische, nicht einmal mehr das ökonomisch erfolgreiche Leben ist das oberste Ziel, sondern das erfüllte, in dem man sich selbst verwirklicht. [...]

Zu einem erfüllten Intimleben gehört aber nicht nur die Entfaltung des Selbst, sondern auch ein Gegenüber. Wenn man von Intimität spricht, geht es immer auch um Liebe, Partnerschaft und Sexualität als wesentliche Elemente der Selbstverwirklichung. Sie sind jener Bereich, der (per definitionem) besonders dicht an der eigenen Persönlichkeit angesiedelt ist und in dem sich daher die Entfaltung „innerster“ und somit besonders kostbarer Bezirke des eigenen Selbst vollzieht. [...] Es herrscht ein allgemeiner Konsens darüber, dass ein erfülltes Intimleben ein zentrales Lebensziel ist, und zwar losgelöst von allen sekundären Rechtfertigungen und Zwecksetzungen wie Familiengründung, häusliche Arbeitsteilung, Ehe und Moral, und aufs Ganze gesehen auch losgelöst von den Formen des Intimlebens, die man für legitim und moralisch akzeptabel halt.

Die Intimsphäre gilt als jener Bereich, in dem Menschen ihr Eigenstes und Innerstes unverfälscht und frei von sozialen Zwängen entfalten können.

[...] Nicht die Person des öffentlichen Lebens, der vorzeigbare oder gar vorbildhafte Charakter, die (verdiente) Anerkennung oder zumindest die errungene soziale Position gelten als das letztlich erstrebenswerte Ziel der Selbstverwirklichung und als das Maß einer entfalteten Persönlichkeit, sondern die Suche nach dem Selbst in unserem Inneren [...].

Dies ist, in verknüpft skizzierter Form, jene lebensweltlich wirksame und das Selbstempfinden kennzeichnende Auffassung von Intimität und Selbst, die typisch für moderne Gesellschaften ist und von der meine weiteren Überlegungen ausgehen.

Intimbeziehungen

[...] So sehr es die moderne Subjektivität kennzeichnet, die Wahrheit seines Selbst tief im eigenen Inneren zu suchen, so unvollständig erscheint das Finden dieser Wahrheit ohne ein intimes Gegenüber, das sie bestätigt. [...]

Alle Seiten des individualisierten Selbst, auch die noch gar nicht hervorgetretenen, sollen von einem Gegenüber angenommen und bestätigt werden.

Und umgekehrt werden alle Seiten der Persönlichkeit des Anderen, alle Wünsche und Äußerungen auf eine Weise für relevant genommen, die unmittelbar das eigene Selbst betrifft. In dem Ideal der Liebesbeziehung liegen damit zugleich seine Konflikte begründet. Wenn jede Regung des Gegenübers relevant für mich ist, und ich zugleich Anerkennung für alle Seiten meines Selbst erwarte, entsteht ein hohes Konfliktpotential. Zugleich aber dürfen sich die Subjekte, gemäß der eigenen Erwartungen an ihre intime Beziehung, nicht auf allgemeine Muster, Regeln oder Normen verlassen. Authentizität der intimen Beziehung verlangt, dass die Individuen sie ganz allein und aus eigener Kraft, ganz individuell gestalten.

[...] Erfüllt die Beziehung nicht die hohen Ansprüche, gerät sie etwa in Konflikt zur Selbstverwirklichung, bietet sich als Alternative immer die Auflösung der Beziehung.

[...] In dem Maß, wie Liebe und Partnerschaft zentrale Elemente der Selbstverwirklichung sind, sind die intimen Beziehungen in gleicher Weise einer permanenten Befragung ausgesetzt wie das eigene Selbst. [...]

Intimität und Sichtbarkeit in der medialen Darstellung

Vor dem Hintergrund dieser Diagnosen lassen sich Fragen nach dem Neuen an neuen Formen von Intimität und Sozialität stellen, die sich durch die elektronische Kommunikation und virtuelle Vergesellschaftung ergeben. Ihr gemeinsames Merkmal ist, dass es in ihnen um die reine Darstellung geht, ohne körperliche Präsenz und ohne Anspruch auf Authentizität. In den technischen Medien, in den Bildern des Kinos wie des Fernsehens und erst recht in den digitalen Bildern des Internets ist keine Unterscheidung zwischen Realität und Simulation, Sein und Schein angelegt (Willems 2001). Und es gibt gute Gründe anzunehmen, dass die Nutzerinnen und Betrachter dies wissen, akzeptieren und produktiv damit umgehen (Bolz 2002).

Mit der Entwicklung von Massenmedien, insbesondere Bildmedien, angefangen bei den Illustrierten des frühen zwanzigsten Jahrhunderts über das Fernsehen bis hin zum Internet, hat die Inszenierung und Darbietung von verschiedenen Aspekten der Intimität vor einer breiten Öffentlichkeit eine Qualität und Dynamik gewonnen, die

sich von der vorherigen Geschichte abhebt. [...] Interessant ist dabei die Tendenz, Intimität und Alltäglichkeit zu verbinden, also nicht etwa nur Spielfilme mit erotischem Inhalt zu zeigen, sondern in neuen Formaten wie den Talk-Shows ›normale‹ Menschen Aspekte ihrer Intimsphäre thematisieren oder sogar darstellen zu lassen, etwa in den so genannten Doku-Soaps [...]

Diese nur rund 20 Jahre währende Entwicklung [der Bildmedien vom Privatfernsehen zum Internet] hat das Verhältnis von Öffentlichkeit und Intimität auf eine schwer einzuschätzende, aber deutliche Art verändert, hat Scham- und Akzeptanzgrenzen verschoben und prägt durch die pure Sichtbarkeit unser Verständnis von dem, was im Bereich der Intimität möglich, wünschbar und zulässig ist, möglicherweise weit mehr als jede argumentative oder moralische Kontrolle. Und sie hat damit das Feld bereitet für einen Wandel in den Formen von Intimität und Sozialität.

Der Grund, zwei der gewichtigen Tendenzen unserer Gegenwart aufeinander zu beziehen: **auf der einen Seite die enorme Bedeutung der Suche nach Intimität, authentischer Subjektivität und innerer Selbstverwirklichung und auf der anderen Seite die Faszination für mediale Inszenierung und Virtualisierung, die Verwischung von Sein und Schein**, liegt aber nicht nur darin, dass die medialen Inszenierungen oft intime Inhalte präsentieren, sondern dass die handelnden Subjekte die virtuellen Kanäle und Bühnen nutzen, um ihre eigenen Intimität zu entwerfen, mit ihr umzugehen, sie auszubreiten und auszuleben.

Virtuelle Intimität und mediale Kommunikation

In unserer Gegenwart beobachten wir, was in dem Moment geschieht, in dem eine Technik bereitsteht, die Menschen tatsächlich auf breiter Front nicht nur zu Empfängern beliebiger Medieninhalte, sondern zu Sendern, also zu Akteuren macht. [...]

Das Ziel ist nun nicht mehr die Information anderer, sondern die unmittelbare Interaktion, der Kontakt, die virtuelle Bekanntschaft und Vernetzung. [...]

Kontakt, Präsenz und Kommunikation sind offenbar ein wichtiger Selbstzweck. [...]

Intimität und Sozialität

Mit der Skizzierung von Wandlungsprozessen im Verhältnis von Intimität und Öffentlichkeit, von medialer Inszenierung und von neuen Formen der Sozialität ging es mir darum, Fragen zum Wechselverhältnis von Intimität, Selbstbild und sozialer Bindung zu formulieren. Abschließend mochte ich meine Überlegungen hierzu in einigen Thesen zusammenfassen.

(1) Intimität ist Folge und Teil des Individualisierungsprozesses: Das individualisierte Selbst muss seine Besonderheit in einer intimen Sphäre pflegen. Die größere Distanz zu Anderen geht mit einer stärkeren Bezogenheit auf das eigene Innere und einem ständigen Zwang zur Selbstreflexion einher, der die Individualisierung weiter vorantreibt.

(2) Durch Individualisierung treten die Individuen aus ihren gemeinschaftlichen Bindungen heraus. [...] Dafür gehen die individualisierten Subjekte nun einen neuen Typus intimer Bindung ein. In hoch individualisierten Gesellschaften bildet die Intimbeziehung [...] den Gegenpol zur Besonderung des Einzelnen, der sich keinem sozialen Kreis und keiner Gruppe mehr vollständig zugehörig fühlt.

(3) Die Erwartungen an die Intimbeziehung bedingen zugleich ihre Konflikthaftigkeit und Brüchigkeit. Je stärker die Intimbeziehung im Laufe der fortschreitenden Individualisierung mit Erwartungen und Projektionen aufgeladen wird, desto weniger besteht die Chance, dass ein konkretes Gegenüber den Projektionen und Erwartungen langfristig entspricht. Wechselnde Beziehungen und Singlegesellschaft sind, anders als die Ideologie der Intimbeziehung wahrhaben will, in der Semantik der Intimität immer schon angelegt.

(4) Die mediale Inszenierung von Intimität stellt keinen Bruch mit dem Intimen von Intimität dar. [...] Der beschriebene Reflexions- und Geständniszwang im Bereich des Intimen wird durch die mediale Spiegelung beschleunigt, aber seine Triebkräfte liegen in der Konstitution des modernen Subjekts.

(5) Die technischen Medien treiben durch die öffentliche Sichtbarmachung nicht nur die Reflexion des Intimen voran, sondern sie schaffen auch neue Modi der Selbstverwirklichung, des Inszenierens und Ausagierens von Intimität, indem sie die Inszenierung des Selbst inklusive seiner intimen Seiten vom Zwang zur Authentizität entkoppeln.

[Quelle: <http://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/18549/ssoar-2008-schwierting-ich.pdf?sequence=1> Stand: 12.11.2015]

Die Schöne Neue Welt der digitalen Intimität

Von Clive Thompson

Am 5. September 2006 veränderte Mark Zuckerberg die Funktionsweise von Facebook und löste damit einen Aufstand aus. Nachdem der 24-jährige Vorstandsvorsitzende von Facebook die Seite zwei Jahre zuvor in seinem Wohnheimszimmer in Harvard gegründet hatte, wuchs sie binnen kurzer Zeit auf neun Millionen User. Zuckerberg wusste jedoch, dass Facebook ein großes Problem hatte: Es verlangte von seinen Nutzern viel aktives Surfen. «Es war sehr primitiv», erzählte mir Zuckerberg, als ich ihn vergangenen Monat danach fragte. Und deshalb entschied er sich, die Seite zu modernisieren. Die Studenten sollten nicht länger ihre Zeit damit verbringen, ziellos umherzuirren, um jede einzelne Seite ihrer Freunde nach neuen Informationen abzusuchen. Stattdessen sollten sie sich einfach bei Facebook einloggen und den News Feed vorfinden, eine Art Liveticker über ihren Freundeskreis. Als die Studenten an jenem Morgen im September den News Feed sahen, reagierten die meisten zunächst panisch. Facebook hatte sein letztes bisschen Privatsphäre verloren. Den Studenten kam es so vor, als wären sie mit allen, die sie kennen, auf einer riesigen, öffentlichen Party, wo jeder jeden permanent belauschen konnte. Von den Protesten überrascht, fällte Zuckerberg direkt zwei Entscheidungen. Zuerst fügte er ein Privatsphäre-Feature hinzu, das die User selbst entscheiden ließ, welche Informationen sie über sich teilen wollten. Die zweite Entscheidung war es jedoch, den News Feed ansonsten nicht zu verändern. Er ging davon aus, dass die Nutzer ihren Schock überwinden und den News Feed mögen würden, wenn sie ihn erst einmal ausprobiert hatten. Er behielt Recht. Innerhalb weniger Tage kehrte sich der Trend um. Die Studenten begannen Zuckerberg E-Mails zu schicken, in denen sie ihm mitteilten, dass sie über den News Feed Dinge erfahren hatten, die sie durch zielloses Surfen auf Facebook nie entdeckt hätten. In einem Gespräch sagte mir Zuckerberg, dass der News Feed von zentraler Bedeutung für den Erfolg von Facebook sei. «Facebook hat schon immer versucht an Grenzen zu gehen», sagte er. «Wenn man die Leute dazu bringen will, sich mit bisher unbekanntem vertraut zu machen, muss man ihnen eben manchmal etwas abverlangen. **Meistens bedeutet das lediglich, dass die sozialen Normen den Vorsprung der technischen Entwicklung aufholen und sich daran anpassen müssen.**» Im Wesentlichen ging es den Facebook-Usern darum, dass sie die minutiösen Updates darüber, was ihre Freunde gerade taten, unnötig fanden. Aber als sie diese Art von Allwissenheit zum ersten Mal erlebten, waren sie sofort fasziniert, sogar süchtig. Wieso war das so? Amerikanische Sozialwissenschaftler nennen diese Art von permanentem Onlinekontakt «**Ambient**

Awareness», Umgebungsbewusstsein. Dieser Zustand, so die Wissenschaftler, ist in etwa so, als sei man einer Person nicht nur physisch nah, sondern auch gleichzeitig in der Lage, seine Stimmung mittels kleiner Hinweise – Körpersprache, Seufzer, beiläufige Kommentare – aus dem Augenwinkel heraus wahrzunehmen.

Wen interessiert denn das? Ein Selbstversuch

Den meisten Menschen kommt es jedoch absurd vor, jedes Detail ihrer Aktivitäten minutiös festzuhalten. Warum sollte man seinen Freunden alle Einzelheiten seines Tagesablaufs aufzwingen? Und andersherum gefragt, wie viele Belanglosigkeiten aus dem Leben anderer kann man selbst ertragen? Die Ausbreitung von «Ambient Intimacy», elektronisch hergestellter Nähe, kann dabei schnell wie ein moderner Narzissmus erscheinen, der ein bisher unbekanntes Ausmaß erreicht. Es ist die bedeutendste Ausdrucksweise einer Generation Jugendlicher, die mit Promikult aufwachsen und die glauben, dass jede ihrer Äußerungen faszinierend ist und mit der Welt geteilt werden sollte. Seitdem es online gegangen ist, ist vor allem Twitter das Ziel fast schon erbarmungslosen Spotts. «Wen interessiert es denn wirklich, was ich den ganzen Tag so treibe?» fragte sich der Boston Globe- Kolumnist Alex Beam in einem Essay über Twitter. «Es interessiert ja nicht mal mich selbst.» Und tatsächlich, die meisten meiner Interviewpartner, eifrige Nutzer jener Programme und Geräte, die diese Art von Kontakt herstellen, gaben zu, dass sie zuerst nicht verstanden haben, wieso man sowas überhaupt tun sollte. Ben Haley fand das zunächst auch albern, aber nachdem ein paar seiner Freunde entschieden hatten, es einmal auszuprobieren, brachten sie ihn ebenfalls dazu, sich zu registrieren. Nachdem sich Haley jeden Tag auf Twitter einloggte, erschienen sofort die ein- bis zweizeiligen Updates seiner Freunde auf der Startseite. Er überprüfte sein Benutzerkonto mehrere Male am Tag, manchmal sogar mehrmals in der Stunde. Die Updates waren in der Tat ziemlich banal. Einer seiner Freunde postete, dass ihm schlecht sei; ein anderer, was ihm gerade in den Sinn kam, z.B.: «Ich kann es wirklich nicht leiden, wenn sich Leute im Bus die Nägel schneiden.» Wieder eine andere Freundin twitterte immer dann, wenn sie sich ein Sandwich machte – sie machte sich jeden Tag ein Sandwich. **Jeder sogenannte Tweet war so kurz, dass er so gut wie bedeutungslos war. Aber im Laufe der Zeit änderte sich etwas. Haley bemerkte, dass er den Lebensrhythmus seiner Freunde langsam auf eine ganz neue Art und Weise wahrnahm.** Als eine Freundin von einem ansteckenden Fieber erwischt wurde, konnte er an ihren Twitter-Updates sehen, wann es ihr schlechter ging und wann genau sie über den Berg war. Er bekam es mit, wenn Freunde auf dem Weg in einen harten Arbeitstag waren oder wenn sie riesigen Erfolg hatten. Sogar die tägliche Liste von Sandwiches wurde

merkwürdigerweise irgendwie faszinierend – eine Art rhythmisches Klicken, welches mitten am Tag aufpoppte und an das er sich gewöhnte. Das ist das Paradoxe an Umgebungsbewusstsein. Jedes kleine Update – jedes einzelne Bisschen sozialer Information – ist für sich genommen unwichtig, sogar äußerst banal. Aber zusammengenommen verschmelzen all diese kleinen Schnipsel mit der Zeit überraschenderweise zu einem komplexen Porträt unserer Freunde und Familienmitglieder, wie tausende Punkte in einem pointilistischen Gemälde. So etwas war vorher noch nie möglich gewesen, denn in der echten Welt würde uns kein Freund anrufen, um uns zu beschreiben, wie er sein Sandwich isst. Die allgegenwärtigen Informationen werden zu «einer Art außersinnlicher Wahrnehmung», wie Haley es mir beschrieb, eine unsichtbare Ebene, die über unserem Alltag schwebt. «Es ist so, als könnte ich jedermanns Gedanken aus der Entfernung lesen», fuhr Haley fort. «Ich liebe es. Es fühlt sich an, als würde ich etwas Unverbrauchtes über meine Freunde erfahren. Es ist, als hätte ich ein Head-up-Display für sie.» Es kann auch zu mehr Kontakten im echten Leben führen, z.B. wenn einer von Haleys Freunden eine Band in einer Bar sehen möchte, über seinen Plan twittert und diejenigen, die es lesen, sich dazu entschließen, auch vorbeizukommen – eine Art spontaner Stammtisch. Und wenn sie dann real zusammentreffen, fühlt es sich komischerweise so an, als wären sie nie voneinander getrennt gewesen. Sie müssen sich nicht fragen «Na, wie war dein Tag?», denn sie wissen es ja schon. Stattdessen fangen sich gleich an, über etwas zu diskutieren, was ein anderer Freund am selben Nachmittag getwittert hat, so als würden sie eine Unterhaltung in der Mitte beginnen. Facebook und Twitter haben die ganze Sache vielleicht beschleunigt, aber die Idee, Kommunikationsmittel als eine Art «Kopräsenz» zu nutzen, gibt es schon eine Weile. Der japanische Soziologe Mizuko Ito war der erste, der dieses Phänomen in Zusammenhang mit Mobiltelefonen bemerkte: z.B. bei Paaren, die in verschiedenen Städten lebten und sich die ganze Nacht SMS schickten – kleine Updates wie «Ich gönne mir gerade ein Glas Wein» oder «Ich gucke auf dem Sofa Fernsehen». Sie taten dies u.a. deshalb, weil es nicht sehr bequem (oder bezahlbar) war, stundenlang mit dem Handy zu telefonieren. Dabei entdeckten sie aber auch, dass das kleine SMS-Ping-Pong sich sogar noch intimer anfühlte als ein Anruf. «Es ist ein Anhäufungsphänomen», erklärte mir Marc Davis, wissenschaftlicher Leiter bei Yahoo und früherer Professor für Informatik an der University of California in Berkeley. «Keine Nachricht ist die allerwichtigste Nachricht. **Es ist ungefähr so, als würden Sie mit jemandem zusammensitzen, zu ihm hinübersehen und von ihm angelächelt werden.** Sie sitzen hier, lesen Ihre Zeitung, machen etwas nebenbei und lassen die anderen Menschen irgendwie wissen, dass Sie sich ihrer Anwesenheit bewusst sind.» Das ist allerdings auch der Grund, wieso dieses Phänomen so schwer

zu verstehen ist, wenn man es vorher noch nie erlebt hat. Sich einfach nur die Twitter- oder Facebook-Seite eines Fremden anzusehen, ist deshalb uninteressant, weil das, was man dort lesen kann, wie sinnloses Geschwafel aussieht. Verfolgt man es aber einen ganzen Tag, dann kommt es einem wie eine Kurzgeschichte vor; nach einem Monat sogar wie ein Roman. Man könnte die wachsende Popularität dieser Art des Online-Kontakts auch als eine Reaktion auf soziale Isolation betrachten, wie es z.B. Robert Putnam in seinem Buch *Bowling Alone* tut, indem er die moderne amerikanische Unverbundenheit untersucht. Die mobilen Arbeitskräfte müssen mehr und mehr reisen und immer öfter ihre Familie und Freunde zurücklassen. Eine wachsende Schar an Selbstständigen verbringt ihre Tage oft in Einsamkeit. Die Nähe zur Umgebung wird so zu einer Möglichkeit, sich «weniger allein zu fühlen», wie mir mehrere Facebook- und Twitter-Nutzer erzählten.

Die Stärke schwacher Bindungen

Dieses online hergestellte Ambient Awareness führt aber unweigerlich auch zu einer eigentümlichen Frage: **Was sind das für Beziehungen? Was bedeutet es, hunderte Facebook-»Freunde« zu haben? Und was sind das überhaupt für Freunde?** Der Anthropologe Robin Dunbar behauptete 1998, dass jeder ein vorprogrammiertes Limit an Menschen hat, die er zur selben Zeit persönlich kennen kann. Dunbar bemerkte außerdem, dass sowohl Menschen wie auch Affen Partnerbindungen entwickeln können, wenn sie eine Art Pflege betreiben. Während Affen dazu das Fell anderer Affen zupfen und glattstreichen, pflegen Menschen ihre Beziehungen durch Konversation. Dabei stellte Dunbar die Theorie auf, dass Affen- und Menschenhirne lediglich eine begrenzte Anzahl an Pflegebeziehungen eingehen können: Solange wir nicht genügend Zeit damit verbringen, unsere sozialen Beziehungen zu pflegen – durch Plaudern, Tratschen oder, im Fall von Affen, Entlausen –, haben wir auch nicht das Gefühl, jemanden so gut zu «kennen», dass wir ihn als Freund bezeichnen würden. Dunbar bemerkte, dass eine Gruppe Affen höchstens 55 Mitglieder hat. Da menschliche Gehirne größer sind, vermutete Dunbar, dass die Zahl unserer größtmöglichen sozialen Kontakte proportional höher sein müsse, also durchschnittlich ca. 150. Und tatsächlich 24 haben psychologische Studien bestätigt, dass das Wachstum menschlicher Gruppierungen bei ca. 150 Personen nachlässt: Man nennt dies die «**Dunbar-Zahl**». Verbessern diejenigen, die Facebook und Twitter nutzen, ihre Dunbar-Zahl, weil sie so leicht den Überblick über eine viel größere Anzahl an Menschen behalten können? Als ich einige Nutzer interviewte, die besonders intensiv soziale Kontakte über das Netz pflegen – Menschen, die Hunderten oder Tausenden anderer auf Twitter folgten –, wurde mir klar, dass die Sache etwas komplexer war, als

diese Frage vermuten ließe. Viele der Befragten betonten, dass der Kreis ihrer wirklichen Vertrauten, ihrer Freunde und Familie, nicht gewachsen sei. Permanenter Online-Kontakt hat diese Bande zwar in einem enormen Maße verstärkt, aber ihre Zahl hatte sich nicht erhöht. Tiefgründige Beziehungen werden immer noch in persönlichen Gesprächen aufgebaut und der Tag hat schließlich nur 24 Stunden. Bei den «weak ties» ist ihre Geselligkeit jedoch wahrhaftig explodiert. Eine solche «schwache Bindung» hat man z.B. zu flüchtigen Bekannten und Menschen, die man weniger gut kennt. Das kann jemand sein, den man mal auf einer Konferenz getroffen hat, jemand aus der Schule, mit dem man sich auf Facebook «befreundet» hat, oder jemand von der letzten Weihnachtsfeier. Im Leben vor dem Internet hätte man solche Bekanntschaften schnell wieder vergessen. Wenn jetzt jedoch persönliche Notizen dieser weitentfernten Menschen in unserem Feed auftauchen, werden wir im Wesentlichen an deren Existenz erinnert. Ich habe diesen Effekt selbst auch schon bemerkt. In den letzten paar Monaten haben sich Dutzende meiner alten Kollegen, mit denen ich vor 10 Jahren in Toronto zusammengearbeitet habe, mit mir auf Facebook «befreundet». Ich lese jetzt täglich ihre zusammenhangslosen Bemerkungen und Updates und stecke mit ihnen mitten in verrückten und witzigen Unterhaltungen. Meine Dunbar-Zahl ist deshalb insgesamt 301: Facebook (254) + Twitter (47) – doppelt so viel wie ohne Technologie. Und trotzdem sind nur 20 davon Familienmitglieder oder Menschen, die ich als enge Freunde bezeichnen würde. Was übrig bleibt, sind schwache Bindungen – aufrechterhalten durch Technologie. Das schnelle Wachstum dieser «weak ties» kann aber auch etwas Gutes haben. Soziologen haben herausgefunden, dass schwache Bindungen stark dazu beitragen, unsere Problemlösungsfähigkeiten zu verbessern. Wenn man zum Beispiel einen neuen Job sucht und seine Freunde um Rat bittet, werden sie keine große Hilfe sein; sie sind uns zu ähnlich und haben deswegen wahrscheinlich keine wirklich neuen Hinweise. Zufällige Bekanntschaften sind hier erfolgversprechender, denn sie bewegen sich auf einem weiteren Feld und sind uns trotzdem nah genug, um helfen zu wollen. Viele eifrige Twitter-Nutzer – diejenigen, die stündlich originelle Posts abfeuern und dadurch letztlich tausende faszinierte Follower bekommen – nutzen genau diese Dynamik mit aller Macht aus, in der Hoffnung, möglichst jedes Problem mithilfe ihrer vielen Online-Follower lösen zu können. Es ist aber auch möglich, dass dieser Überfluss an schwachen Bindungen zu einem Problem werden kann. Wenn man täglich Hunderte von Updates darüber liest, mit wem andere Leute gerade zusammen sind und ob sie dabei glücklich sind, dann könnte dies, so befürchten einige Kritiker, unsere Emotionen überfordern und zu wenig Raum für echte und intime Beziehungen lassen. Psychologen haben schon vor langer Zeit herausgefunden, dass Menschen in der Lage sind, «parasoziale»

Beziehungen mit fiktionalen Charakteren, z.B. aus dem Fernsehen, aus Büchern oder Boulevardzeitschriften, einzugehen. Parasoziale Beziehungen können einen Teil der emotionalen Kapazitäten unserer Dunbar-Zahl verbrauchen und dabei Menschen aus dem echten Leben verdrängen.

Drum prüfe, wer digital sich bindet

Caterina Fake weist auf eine wesentlich subtilere Gefahr hin: Die bloße Leichtigkeit, mit der sie die Updates ihrer Freunde online verfolgt, macht sie manchmal zu faul, sich die Zeit zu nehmen, die Menschen persönlich zu treffen. «Irgendwann habe ich festgestellt, dass ich das einjährige Kind eines Freundes nur über Fotos auf Flickr aufwachsen gesehen habe», sagte sie. «Dann hab ich mir gedacht, dass ich sie auch mal persönlich kennenlernen sollte. Aber es war komisch; ich hatte auch das Gefühl, dass Flickr dieses Kennenlernbedürfnis bereits gestillt hatte und es deshalb nicht so dringend war. Aber dann dachte ich, «Das kann doch nicht alles sein! Ich sollte persönlich vorbeischaun!» Sie hat ungefähr 400 Leute, denen sie online folgt, vermutet jedoch, dass es sich bei vielen dieser Beziehungen um schwache Bindungen handelt. **«Diese Technologien erlauben einem, dass man auf einer viel breiteren Ebene freundlich sein kann. Dabei hat man allerdings immer weniger Aufmerksamkeit für immer mehr Leute.»** Wie es sich wohl anfühlt, zu niemandem jemals den Kontakt zu verlieren? An einem Vormittag letzten Sommer hörte ich zufällig in meinem Stammcafé, wie sich eine junge Frau bei einem Freund über ein Beziehungs-drama beklagte, das ihr gerade auf Facebook passiert war. Ihr Name war Andrea Ahan und sie war die 27-jährige Inhaberin des Restaurants. Sie hatte sich vor kurzem von ihrem Freund getrennt, hatte ihn jedoch nicht auf Facebook «als Freund entfernt», da ihr das zu extrem vorkam. Er kam aber schnell mit einer anderen jungen Frau zusammen, und die beiden begannen öffentliche Unterhaltungen auf der Seite von Ahans Ex-Freund zu führen. Eines Tages stellte sie mit Erschrecken fest, dass seine neue Freundin Sätze zitierte, die Ahan ihrem damaligen Freund in privaten E-Mails geschickt hatte; sie vermutete, dass er die alten E-Mails seiner neuen Freundin gezeigt hatte. Es ist diese Art von seltsam unterschwelligem Psychospiel, das auf Facebook möglich wird und Ahan verrückt machte. «Manchmal denke ich, dass das alles doch verrückt ist. Jeder sollte sich um sich selbst kümmern und sich nicht in die Belanglosigkeiten und den Tratsch anderer einmischen», sagte sie. Trotzdem weiß Ahan, dass sie nicht einfach vor ihrem Online-Leben flüchten kann. Die Leute, die sie online kennt, werden nicht aufhören, über sie zu reden oder unvoreilhaftige Fotos zu posten. Sie muss auf Facebook bleiben, um zu beobachten, was über sie gesagt wird. Diese Beschwerde habe ich oft gehört, vor allem von Leuten in den Zwanzigern, die

gerade das College besuchten, als Facebook online ging, und die das Erwachsensein nie ohne diese Art des Online-Kontaktes erlebt haben. Für sie ist die Teilnahme nicht optional. **Wenn man nicht mitmacht, dann werden andere Leute einfach definieren, wer man ist. Und deshalb teilen wir permanent unsere Fotos, unsere Gedanken, unsere Beziehungen und was wir tun – genau in diesem Moment! –, wenn auch nur, um sicherzustellen, dass unser virtuelles Ich korrekt ist oder wenigstens so, wie wir es der Welt präsentieren wollen.** Das ist auch letztendlich der Effekt dieses neuen Bewusstseins: Es bringt die Dynamik eines Kleinstadtlebens zurück, wo jeder über die Angelegenheiten der anderen Bescheid weiß. Vor allem Studenten sind diejenigen, die diese Erfahrung am schmerzlichsten machen. Weil mehr als 90 Prozent ihrer Bekannten Facebook nutzen, ist es für sie besonders schwierig, sich herauszuhalten. Die Soziologin Zeynep Tufekci hat untersucht, wie Nutzer im College-Alter auf diese Welt der permanenten gegenseitigen Wahrnehmung reagieren: **«Es ist, als würde man in einem Dorf leben, wo lügen wirklich schwierig ist, da jeder bereits die Wahrheit kennt.** Die heutige Generation ist immer im Kontakt miteinander. Sie verlieren nie die Verbindung zu ihren Freunden. Deshalb gehen wir zurück an einen historisch gesehen normaleren Ort. Wenn man sich die Geschichte der Menschheit ansieht, dann ist die Idee, dass man sich durch das Leben treiben lässt und dabei von einer Beziehung zur nächsten geht, sehr neu.»

Psychologen und Soziologen haben Jahre damit verbracht zu erforschen, wie die Menschheit sich wohl anpassen würde angesichts der Anonymität der Großstädte und den schmerzhaften Umbrüchen für die mobilen Arbeitsimmigranten – eine Welt voll von einsamen Menschen, die von ihren sozialen Kontakten losgerissen wurden. Jetzt haben wir genau das entgegengesetzte Problem. Tatsächlich kehren die modernen Technologien und Computerprogramme, sogenannte Awareness-Tools, die diese Art von Wahrnehmung herstellen, den eigentlichen Vorbehalt gegen das Internet um. Als das Internet in den Neunzigern Einzug in unser Leben hielt, feierten wir es als einen Ort, an dem man sich neuerfinden – jemand anderer werden – konnte. «Wenn überhaupt, dann schränkt man seine Identität jetzt ein», erzählte mir Tufekci. «Man kann mit seiner Identität nicht herumspielen, wenn man ständig von einem Publikum überwacht wird. Ich hatte mal eine Studentin, die gepostet hat, dass sie sich gerade etwas von Pearl Jam herunterlädt. Daraufhin schrieb jemand an ihre Pinnwand: «Ja, genau, haha – ich kenn dich, und auf so was stehst du nicht.» Tufekci lacht: «Kennen Sie diesen alten Cartoon? «Im Internet weiß niemand, dass du ein Hund bist?» Im Internet heutzutage weiß aber jeder, dass du ein Hund bist! Wenn man niemandem verraten will, dass man ein Hund ist, sollte man sich lieber von einer Tastatur fernhalten.»

Digitale (Selbst-)Erkenntnis

Lisa Reichelt, eine Beraterin aus London, die regelmäßig über Awareness-Tools schreibt, formulierte es mir gegenüber so: «Können Sie sich ein Facebook für Kinder im Kindergarten vorstellen, mit dem sie bis zum Ende ihres Lebens niemals den Kontakt zu den anderen Kindern verlieren? Wie wird sich das wohl auf das Leben der Kinder auswirken?» Heutzutage entwickeln junge Menschen bereits ein Gefühl für ihre Privatsphäre, das sowohl von Aufmerksamkeit als auch Nachlässigkeit geprägt ist. Sie kümmern sich so sorgfältig wie möglich um ihre Online-Persönlichkeit in dem Wissen, dass jeder zusieht – aber sie haben auch gelernt, die Grenzen dessen, was sie kontrollieren können, gelassen zu sehen und zu akzeptieren. Es ist leicht nachzuvollziehen, dass einige Aspekte dieser Awareness-Tools beunruhigend wirken können, vor allem wenn sie anscheinend unsere Privatsphäre bedrohen. Aber es gibt auch ein anderes – total anderes – Ergebnis dieser permanenten Updates: eine Kultur von Menschen, die viel mehr über sich selbst wissen. Viele der eifrigen Twitterer, Flickrer und Facebook-Nutzer, mit denen ich gesprochen habe, beschrieben mir einen unerwarteten Nebeneffekt ihrer permanenten Selbstdarstellung. **Wenn man bewusst mehrmals am Tag innehält und seine eigenen Gefühle und Handlungen wahrnimmt, kann dies mit der Zeit eine philosophische Qualität annehmen.** Es ist ähnlich dem griechischem Ausspruch «Erkenne dich selbst!» oder dem psychotherapeutischen Konzept der Achtsamkeit. (Und tatsächlich, die Frage, die ewiglich im Kopf der Facebook-Website schwebt – «Was machst du gerade?» – kann existentiell aufgeladen erscheinen. Was machst du?) Die Selbstreflexion kann durch die Anwesenheit eines Publikums sogar noch verstärkt werden, indem man, wie meine Interviewpartner angemerkt haben, nicht nur versucht, seine Aktivitäten so präzise wie möglich zu beschreiben, sondern sie für andere auch interessant darstellen will: das Status- Update als Literaturform. Laura Fitton, Social Media-Beraterin, behauptet, dass ihre ständigen Status- Updates sie zu einer «zufriedeneren, ruhigeren Person» machen. Wenn sie z.B. postet, dass sie einen furchtbaren Vormittag auf der Arbeit hat, dann ist sie dazu gezwungen, noch einmal sachlich darüber nachzudenken. «Man betrachtet sich plötzlich von außen», fügte sie hinzu. In einer Zeit des Umgebungsbewusstseins sind diejenigen, die uns am deutlichsten sehen, vielleicht wir selbst.

[Quelle: <https://www.boell.de/de/content/publiclife-digitale-intimitaet-die-privatsphaere-und-das-netz>
Stand 19.11.2015]

lovefleurlimaus 02 hat ein Video auf YouTube kommentiert.

Öffentlich geteilt - 05.07.2015

Du arrogantes egoistisches meidisches kleines Biest. Fühlst du dich besser? Du bist sogar noch mieser als canminay2. Und das ist schon echt Niveau Obdachloser. Ihr seid alle so krass behindert. Was habt ihr davon, einem glücklichen Menschen das Herz zu brechen?! Was habt ihr davon, einem glücklichen Menschen so heftig wehzutun?! Ich weiß, dass es ohne Hater eben nicht geht. Ich weiß, dass es euch fxcking Vollpfosten geben muss, die einem Tag für Tag das Leben schwer machen und denken sie wären cool. Aber was ihr hier macht, ist hysterische Beschimpfung. Manchmal denk ich mir nur so, Leute, hier der Weg zur Psychatrie....

Habt ihr nix besseres zu tun?! Sucht euch ein Hobby, werdet meinetwegen YTer, macht etwa sinnvolles.

Ich hoffe, dass ihr - zumindest manche von euch - später einmal erwachsen werdet. Ich hoffe, dass ihr - zumindest manche von euch - irgendwann verstehen werdet, was ihr in dieser Zeit getan habt. Was ihr dieser Welt angetan habt. Eurer Heimat. Was ihr euch SELBST angetan habt. Ich glaube kaum, dass auch nur einer von euch derartiges geschafft hat bzw. Schaffen kann wenn ihr so weiter macht.

Und zu eurer Info, ich bin kein typisches "Fangiirl". Ich bin ein normales, Mädchen, welches sich Tag für Tag denkt, was für Vollidioten diese arme Welt bevölkern.

Ich bitte euch nun. Von ganzem Herzen. Bitte - erkläre mir, was es euch bringt. Erkläre mir, was es euch bringt, einen jungen Mann, welcher ein tolles, zufriedenes, glückliches, und stolzes Leben hatte, so zu zerstören. Aber ich verlange eine richtige Erklärung. Nicht so was wie "Liont is einfach sooo ein häßlicher Hurensohn" oder irg so ne Scheiße. Wenn ihr das zustande bringt....

#ripliont . Wie krass asozial kann man sein. Ich hoffe ihr spürt irgendwann mal, wie das ist. Ich hoffe es. Nicht für mich, nicht für Timo, auch nicht für diese Gott verdammte Welt, sondern einfach für euch. Ich hoffe, aus eurem Leben wird irgendwann mal etwas. Ich hoffe, ihr könnt irgendwann mal so stark sein, und euch entschuldigen. Entschuldigen dafür, dass ihr Timos Welt für kurze Zeit zerstört habt, dafür, in welcher Welt eure Kinder aufwachsen werden müssen, dafür, dass ihr euch nie getraut habt, stark zu sein. Dafür, dass ihr nichts aus eurem Leben gemacht habt. Dafür, dass ihr stattdessen, egal, das hatten wir schon. Dafür, dass ihr zu schwach wart zu weinen.

Das hat wirklich gut getan.

Ich hoffe, irgendjemand von euch lässt sich zur Vernunft bringen. Ich hoffe, irgendjemand ist nicht so dumm. Ich hoffe, irgendjemand hat kapiert, was ihr diesem verdammt nochmal herzengutem Menschen angetan habt.

[Quelle: <http://tinyurl.com/lovefleurlimaus>]